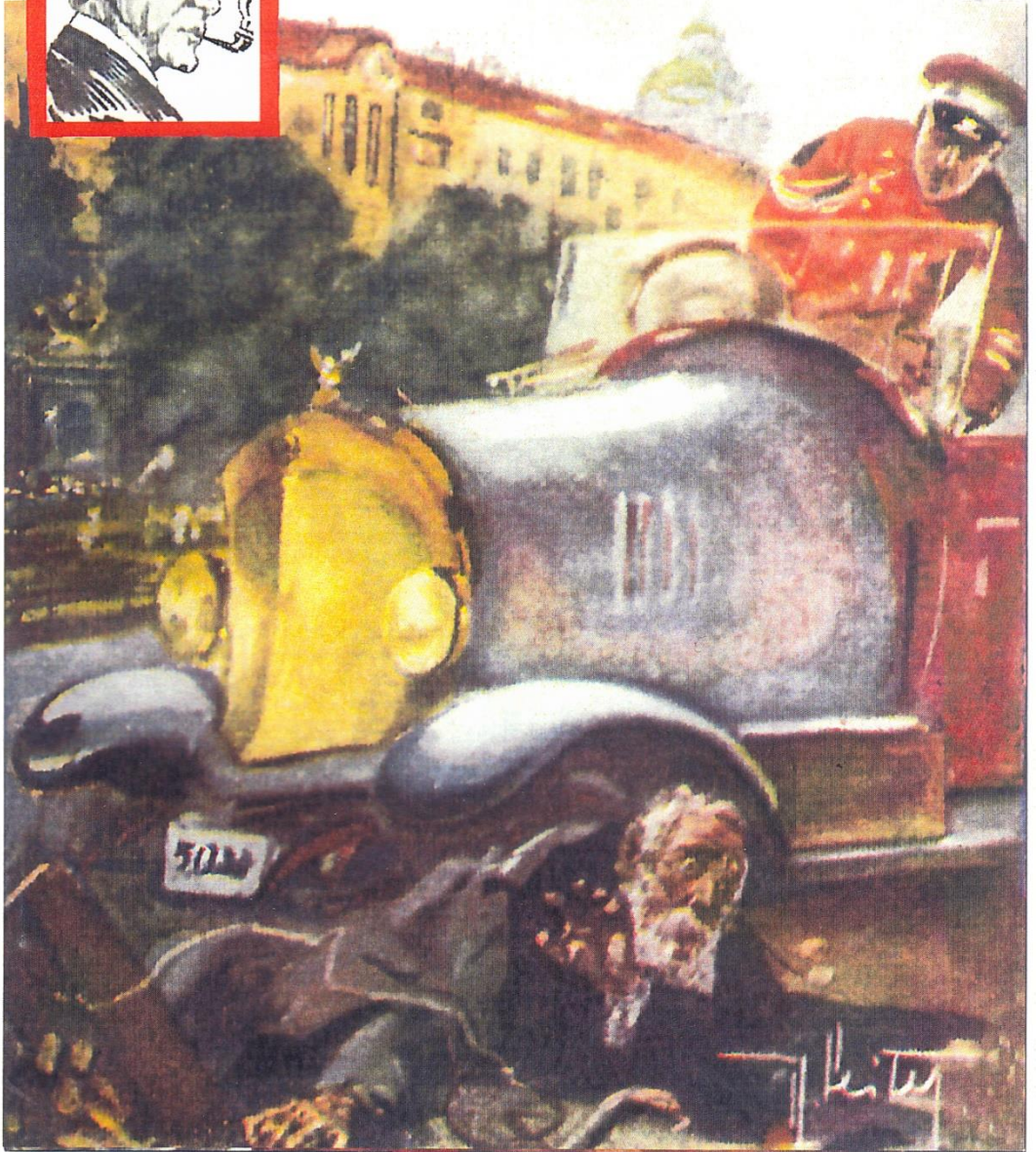


DER

WELT-DETEKTIV



Der Bettler-Millionär



DER WELT-DETEKTIV

Nummer 6

Das Bettler-Millionär

Verlagshaus für Volksliteratur
und Kunst GmbH

Berlin

Inhalt

1. Kapitel - Der Mann ohne Seele	6
2. Kapitel - Der Kampf beginnt	13
3. Kapitel - Ein gefährlicher Augenblick	20
4. Kapitel - Ein unheimlicher Feind	28
5. Kapitel - Der <i>Grüne Frosch</i> in der Trix Street	34

1. Kapitel

Der Mann ohne Seele

»Mr. Holmes! Sehen Sie nur! Was mag das bedeuten?« Jonny Buston war es, der diese Worte erregt hervorstieß und nun mit der ausgestreckten Hand auf eine Frau wies, die in wilder Hast quer über die Wiese stürmte – dorthin, wo das schmutzig-gelbe Wasser in die Themse schäumte. Sherlock Holmes hob den Kopf.

»Zum Teufel!«, murmelte er. »Das hat kaum Gutes zu bedeuten!«

»Sie trägt ein Kind auf dem Arm!«, rief Jonny. »Und immer schneller läuft sie! Wahrhaftig, sie will sich in den Fluss werfen!«

Für die beiden Männer gab es kein Zögern mehr. In mächtigen Sprüngen jagten sie der Frau nach, die, weder nach rechts noch nach links schauend, mit jedem ihrer schnellen Schritte dem Wasser näherkam.

Obwohl Jonny Buston ein ausgezeichnete Läufer war, blieb er doch bald hinter Sherlock Holmes zurück, dessen Füße kaum den Erdboden zu berühren schienen. Dennoch kam er zu spät, das Unglück zu verhüten.

Die Frau hatte die Themse bereits erreicht und sich blindlings, wie von einer unsichtbaren Macht getrieben, in das an dieser Stelle besonders tiefe Wasser geworfen. Als der Welt-detektiv das Ufer erreichte, konnte er just noch sehen, wie die Unglückliche in die Strömung geriet und mit einem herzerreißenden Aufschrei versank.

Keinen Augenblick zögerte Sherlock Holmes, der Unbekannten nachzufolgen. Rock und Weste flogen zu Boden,

dann verschwand er auch schon kopfüber in der Flut, um, wiederauftauchend, mit weitausholenden, kräftigen Stößen jener Seite zuzustreben, an der er soeben für Sekunden den Kopf der Unglücklichen über der Wasserfläche erblickt hatte.

Er hatte Glück, noch einmal tauchte der Körper der Selbstmörderin aus den Fluten auf. Blitzschnell packte er zu und bewahrte so Mutter und Kind – denn um solche schien es sich zu handeln – vor dem endgültigen Versinken.

»Verhalten Sie sich ganz ruhig!«, schrie er der Frau zu, deren glasiger Blick sich wie der einer Irren an ihm festsaugte. »Bewegen Sie sich nicht. Ich bringe Sie ans Ufer zurück!«

Da ging eine schreckliche Veränderung mit der Unbekannten vor sich. Sie, die sich bisher willenlos von den Wellen hatte tragen lassen, ohne gegen den Tod anzukämpfen, bäumte sich nun wild empor.

Ein schrecklicher Schrei brach von ihren schneeweißen Lippen, und gleichzeitig setzte sie sich wie toll zur Wehr, während sie mit dem anderen nach wie vor das Kind an sich presste. Anscheinend überwältigte sie das Entsetzen, weiterzuleben. Sherlock Holmes war ein guter Schwimmer, der in seinem tatenreichen Leben mehr als eine Person vom Tode des Ertrinkens gerettet hatte, aber diesmal musste er doch alle Kräfte aufbieten, nicht auch noch selbst ein Opfer des nassen Elements zu werden.

Die Unglückliche schlug anfangs nach ihm, wohin sie traf. Dann ging sie dazu über, sich an ihm festzuklammern, ihn so seiner Bewegungsfreiheit beraubend.

Wie gewaltig, wie furchtbar musste in dieser Frau die Sehnsucht nach dem Tod leben, dass sie sich mit einer solchen Verzweiflung ihrer Rettung zur Wehr setzte! Obwohl

der Weltdetektiv schließlich

doch mit ihr fertig geworden wäre, so begrüßte er es doch, als plötzlich Jonny Buston schnaubend und prustend neben ihm auftauchte.

Ihren gemeinsamen Anstrengungen gelang es dann, Mutter und Kind sicher ans Ufer zurückzubringen. Kaum hier angelangt, machte Sherlock Holmes eine furchtbare Entdeckung. Das Kind war tot. Nicht ertrunken, keineswegs! Der Tod musste bereits vor zwei Tagen eingetreten sein! Aber zu näheren Erwägungen über diese unheimliche Entdeckung war nun keine Zeit, denn wenn es auch gelungen war, die unbekannte Frau den gierigen Themsefluten zu entreißen, so war sie dennoch nicht außer Gefahr. Wie tot lag sie, völlig durchnässt, am Ufer und hielt die Augen geschlossen.

Erst zwei Stunden später, als man die Unglückliche in das Krankenhaus des kleinen, nahen Städtchens, in dem Sherlock Holmes oft das Wochenende zu verbringen pflegte, überführt hatte, wandte der Detektiv dem Leichnam des Kindes erneut seine Aufmerksamkeit zu. Seine ursprüngliche Vermutung, die Frau könnte das Kind in einem Anfall von Irrsinn oder Verzweiflung erwürgt oder auf andere Weise gewaltsam getötet haben, schien sich nicht zu erfüllen, denn der kleine Körper wies keine äußeren Spuren auf, die einen so furchtbaren Verdacht gerechtfertigt hätten.

Nach diesem Befund glaubte Sherlock Holmes eher auf einen natürlichen Tod des Kindes schließen zu können; auch der Leiter des Krankenhauses war dieser Ansicht und fügte hinzu, dass das kleine Wesen anscheinend an Unterernährung zugrunde gegangen sei.

»Ein Symptom«, schloss er, »welches ich auch soeben bei der Unbekannten festgestellt habe. Die beiden haben längere

Zeit keine Nahrung zu sich genommen. Vielleicht ist das der Grund, der sie ins Wasser trieb!«

»Hunger also!«

Sherlock Holmes nickte vor sich hin. Einige Minuten stand er unbeweglich. Dann reichte er dem Arzt die Hand.

»Ich weiß, Herr Professor, dass Sie alles tun werden, die Unglückliche durchzubringen, aber da man niemals wissen kann, was geschieht, möchte ich Sie herzlich bitten, mich von einer etwaigen Verschlimmerung in ihrem Befinden sofort zu verständigen. Ich wohne, wie immer, im HOTEL KENT. Und nun will ich gehen. Ich muss unbedingt in Erfahrung bringen, wer die Frau ist.«

»Vielleicht kann Ihnen da die Aussage der Hilfsschwester einen Fingerzeig geben«, riet der Leiter der Anstalt schnell. »Sie gab vorhin an, die Frau schon mehrmals im Dorf gesehen zu haben, ohne aber ihren Namen zu kennen. Sie glaubt, dass die Kranke in einem der drei neuen Häuschen am Ende der Stadt wohnen müsse. Vielleicht sprechen Sie selbst mir der Schwester?«

Als diese gleich darauf erschien, wusste sie bereits Näheres zu berichten.

»Es ist so, wie ich es vermutete«, erklärte sie. »Die Patientin wohnt im allerletzten Häuschen des Orts. Sie heißt – ich erfuhr es soeben von der Oberschwester – sie heißt Catherine. Ihr Mann soll in London verunglückt und gestorben sein. Seit dieser Zeit hat man sie selten gesehen. Sie wird sich den Tod ihres Gatten sehr zu Herzen genommen haben, und da sie anscheinend außerdem noch in Not geriet, dürfte es heute zu dem Verzweiflungsschritt gekommen sein.«

»Demnach scheint sie nicht Eigentümerin des Häuschens zu sein, das sie bewohnt.«

Die Hilfsschwester schüttelte den Kopf.

»Nein, Mr. Holmes. Die am Ende der Stadt neu errichteten Häuschen sind – das weiß man hier allgemein – von einem Londoner Unternehmer errichtet worden.«

»So ist es«, warf der Professor ein, »das ist mir ebenfalls bekannt. Erbauer der neuen Häuschen ist der Londoner Millionär Nortley.«

»Nortley«, murmelte Sherlock Holmes.

Diese Mitteilung überraschte ihn sicherlich. Es schien, als wolle er in jäh aufsteigender Erregung eine Frage stellen, aber dann blieben seine Lippen doch stumm. Er dankte für die erhaltenen Auskünfte, bat nochmals, der Unglücklichen alle Pflege zuteilwerden zu lassen, und verließ dann das Krankenhaus, von Jonny Buston, der der Unterredung schweigend beigewohnt hatte, auf den Fersen gefolgt.

»Hast du das gehört?«, stieß Sherlock Holmes zwischen den Zähnen hervor, als er sich mit seinem Famulus eilenden Schrittes auf den Weg zum Ende der Gasse zubewegte. »Hast du das gehört?«, wiederholte er seltsam erregt. »Nortley hat die Häuser gebaut! Nortley!«

Er ließ ein merkwürdiges, hartes Lachen hören, und in seine kalten grauen Augen trat ein gefährliches Leuchten.

»Nortley!«, sagte er noch einmal. »Wahrhaftig, das ist eine wirkliche Überraschung!«

So schnell schritt er aus, dass Jonny kaum zu folgen vermochte.

»Es scheint«, keuchte er, sich mühsam an des Meisters Seite haltend, »dass Sie diesen Nortley nicht nur gut kennen, Mr. Holmes, sondern ihn auch nicht leiden mögen!«

»Von nicht leiden mögen, kann keine Rede sein«, gab der Weltdetektiv zurück, und seine Zähne knirschten. »Ich hasse

diesen Menschen. Mehr als einmal habe ich mich schon insgeheim mit ihm beschäftigt, aber der Bursche ist aalglatt und schwer zu fassen. Wo er seine Hand im Spiel hat, heimst das Verbrechen reiche Ernte ein. Nur er und der Teufel mögen wissen, wie viel seiner Opfer bereits auf den Friedhöfen modern.«

Jonny schnappte nach Luft. Einerseits, weil Sherlock Holmes' Gangart immer *nurmiartiger* wurde, andererseits, weil ihm des großen Meisters Eröffnung in hohem Maße erregte.

»Wie?«, rief er mit rotem Kopf. »Ein Mörder ist dieser Nortley? Ein Mörder?«

»Ja«, knirschte der Weltdetektiv, »ein Mörder, aber wir werden ihn vernichten. Nortley ist ein Wucherer. Seine Geschäfte sind berüchtigt. Er presst die, die sich ihm verschrieben haben, bis auf den letzten Blutstropfen aus.«

»Und niemand ist da, der so einem Menschen das Handwerk legt?«

»Du redest, weil du es nicht besser verstehst«, erwiderte Sherlock Holmes finster. »Nortley ist schlau und mit allen Ölen gesalbt. Seine Geschäfte streifen fast immer das Zuchthaus, aber du hörst es ja: Er streift es nur! Der Bursche weiß ganz genau, wie weit er gehen darf. Er kennt wie kein zweiter Verbrecher die Paragraphen des Gesetzbuches, aber er kennt auch die Maschen des Paragraphennetzes, die ihm ein Entschlüpfen jederzeit gestatten. Nein, mit offenem Visier kann dieser Mensch, der sich auf die dunkelste Art und Weise

Millionen erworben hat, nicht bekämpft werden. Wer ihm das Handwerk legen will, muss eine andere Taktik anwenden.«

Jonny Butsons ohnehin leicht erregbares Gemüt geriet im-

mer mehr in Wallung.

»Seien Sie nicht böse. Mr. Holmes«, rief er, »aber ich begreife eigentlich nicht, dass Sie so einem Menschen nicht schon längst ...«

»Weil immer Fälle dazwischenkamen, die wichtiger waren«, erwiderte Sherlock Holmes. »Aber du hast recht, mein Junge, man sollte sich doch die Zeit nehmen, dieser menschlichen Schlange den Giftzahn auszureißen. Ich habe nur auf eine passende Gelegenheit gewartet, dem *Mann ohne Seele*, wie man ihn in gewissen Londoner Kreisen zu nennen pflegt, das Handwerk zu legen. Nun, aber wer weiß, vielleicht ist dieser Augenblick jetzt gekommen!«

»Jetzt?« Jonny stieß eine Verwünschung aus. »So glauben Sie also, Mr. Holmes, dass Nortley es war, der die unglückliche Mrs. Pooly in den Tod treiben wollte?«

Da wurde des Weltdetektivs Antlitz hart wie Stein. Und in seiner Stimme schwang ein unheilverkündender, eisiger Unterton mit, als er erwiderte: »Ich glaube gar nichts, aber ich weiß vorläufig, dass Nortley der Hauswirt Frau Poolys ist. Das genügt, mich Böses ahnen zu lassen!« Dann schwieg er, bis sie das kleine Häuschen am Ende der Stadt erreichten.

2. Kapitel

Der Kampf beginnt

Einige interessante Feststellungen, die Sherlock Holmes im Häuschen Frau Poolys machte, veranlasste ihn, sofort nach London zurückzukehren.

Sein erster Weg führte ihn zu Scotland Yard. Inspektor Tu-

ckesham, der Leiter des Dezernats zur Bekämpfung des Schmuggelwesens, sprang auf, als er den berühmten Kriminalisten bei sich eintreten sah.

»Mr. Holmes in eigener Person!«, rief er. »Na, wenn das nichts zu bedeuten hat!«

Der Weltdetektiv lächelte.

»Es ist nichts Besonderes, das mich zu Ihnen führt«, sagte er leichthin. »Ich möchte Sie nur um eine kleine Auskunft bitten. Sie haben doch auch den verbotenen Rauschgifthandel unter sich, nicht wahr?«

Tuckesham nickte. Ein wenig Misstrauen lag in seinem Blick, als er fragte: »Sind Sie einem neuen Fall auf der Spur, Mr. Holmes?«

»Nicht im Geringsten«, gab der Weltdetektiv zurück. »Es hätte mich nur interessiert, ob in letzte Zeit größere Erhebungen mit Rauschgiften – besonders Kokain – bekannt geworden sind?«

»Ganz und gar nicht, Mr. Holmes. Der Handel mit verbotenen Rauschgiften ist seit sechs Monaten stark zurückgegangen, ja. Ich möchte fast behaupten, er hat aufgehört. Im Augenblick wenigstens. Das ist wohl auf mein Eingreifen im Falle Thomas und Kumpanen zurückzuführen«, fügte der Inspektor nicht ohne Stolz hinzu. »Sie erinnern sich vielleicht an die Geschichte, Mr. Holmes? Eine Bande von sechzehn Mann hatte sich auf den Handel mit Kokain geworfen. Bis ich dahinter kam und die Brüder hinter Schloss und Riegel brachte. Das war vor etwa sieben Monaten. Seitdem ist alles ruhig.«

»Hm«, machte der Weltdetektiv und knackte mit den Fingergelenken, wie er es immer tat, wenn seine Gedanken sich lebhaft mit einer bestimmten Materie befassten.

Dann hob er plötzlich schlagartig das scharfgeschnittene Antlitz und fragte: »Haben Sie einen gewissen Fred Pooly gekannt, Inspektor?«

Tuckesham zeigte eine verwunderte Miene. Offenbar verwunderte ihn der seltsame Gedankengang seines Besuchers. Dennoch überlegte er angestrengt.

»Pooly sagen Sie, Fred Pooly?« Aber dann entsann er sich doch nicht eines Menschen dieses Namens.

Sherlock Holmes verabschiedete sich und suchte die Büros des Erkennungsdienstes auf, wo er erneut nach einem Mann namens Pooly fragte.

»Wer soll das sein?«

»Ein etwa dreißigjähriger Mensch«, erwiderte der Weltdetektiv, »der vor acht Wochen in London verunglückt und gestorben sein soll.«

Man wälzte ein dickes Buch – mit dem Erfolg, dass der Beamte nach einigen Minuten erfreut nickte und mit dem Finger auf eine Eintragung wies.

»Nun?«, fragte Sherlock Holmes mit undurchdringlicher Miene.

»Der Mann ist nicht verunglückt, Mr. Holmes«, erwiderte der Beamte. »Er wurde von einem Policeman ausgeschossen und starb zwei Tage später an der erlittenen Verletzung.«

Der Weltdetektiv schien eine derartig Auskunft erwartet zu haben, denn er verriet keinerlei Erstaunen.

»Können Sie aus der Eintragung auch ersehen, aus welchem Grund der Mann niedergeschossen wurde?«, erkundigte er sich.

»Leider nicht, aber darüber könnte Ihnen ja der Policeman am genauesten Bericht erstatten. Es heißt Charles Smith und gehört zur 39. Station.

Ehe eine halbe Stunde verstrichen war, stand Sherlock Holmes dem Policeman, einem stämmigen Irländer, gegenüber. Da Holmes seine Bitte um Schilderung näherer Einzelheiten mit einem kleinen Geldgeschenk unterstützte, empfing er den anschaulichsten Bericht, den er sich wünschen konnte.

Die Sache war so gewesen:

Der Policeman bemerkte vor acht Wochen eines Nachts einen Mann, der sich an der recht dunklen Ecke Crashes Street/Nighton Street auf dem Boden niedergelassen hatte und den spärlich vorübergehenden Passanten Streichhölzer anbot. Er war zerlumpt gekleidet und machte auch sonst keinen besonders vertrauenerweckenden Eindruck.

Der Policeman forderte ihn zum Verlassen des Platzes auf. Der Bettler versuchte anfangs, den Beamten durch wehleidige Worte weichzustimmen, erhob sich dann aber, als Charles Smith an seiner Aufforderung festhielt, und ging langsam die Nighton Street hinunter. Eine halbe Stunde später kam der Policeman auf seiner Runde erneut an der Straßenecke vorbei, um zu sehen, dass der Bettler heimlich zurückgekehrt war. Diesmal hatte er sich jedoch nicht auf dem Boden niedergelassen, sondern stand im Dunkel einer Haustür.

Schon wollte der Policeman schnellen Schrittes auf den hartnäckigen Bettler zugehen, um ihn erneut zu vertreiben, als er eine merkwürdige Beobachtung machte. Er sah nämlich, wie plötzlich ein Passant zu dem Bettler in der Haustür trat. Beide tuschelten miteinander, und der Policeman hörte deutlich Geldmünzen klingen. Gleich darauf kam der Fremde wieder aus der Tür heraus und eilte mit auffallend schnellen Schritten fort. Der Bettler dagegen blieb, wo er war.

Diese Geschichte missfiel dem Policeman, und er beschloss, sich den Mann etwas genauer anzusehen. Er betrat also urplötzlich die Haustür und bemerkte, wie groß das Erschrecken des Zerlumpten war. Diesmal entwickelte dieser die größte Eile, fortzukommen, aber der Beamte hielt ihn zurück und verlangte, seine Papiere zu sehen. Dergleichen führte der Mann jedoch nicht mit sich, woraufhin ihn Charles Smith aufforderte, ihn zur Feststellung seiner Personalien zur 39. Station zu begleiten.

Anfangs widerstrebte der Mann dieser Einladung, dann ging er mit, aber nur, um nach wenigen Schritten kehrtzumachen und davonzulaufen. Damit war der Policeman aber erst recht nicht einverstanden. Er jagte dem Bettler, der ihm nun doppelt verdächtig erschien, nach und folgte ihm in die dunkle Crashes Street. Hier aber wandte sich der Mensch plötzlich um, riss einen Revolver aus der Tasche und gab auf den Policeman einen Schuss ab. Daraufhin zog auch Charles Smith die Waffe – mit dem Erfolg, dass der gefährliche Bursche schwerverletzt zusammenbrach.

Das hatte der Policeman natürlich nicht gewollt, aber nun war nichts mehr zu ändern. Er veranlasste die sofortige Überführung des Unbekannten in das nächste Krankenhaus, wo dieser jedoch nach zwei Tagen verschied, ohne das Bewusstsein wiedererlangt zu haben.

Da man nicht wusste, mit wem man es zu tun hatte, musste sich der Erkennungsdienst mit dem Toten befassen. Hierbei stellte sich heraus, dass der Mann den Namen Fred Pooly führte und bereits früher einmal, vor drei Jahren, mit den Behörden in Konflikt geraten war. Es hatte sich wohl damals um Einbruch gehandelt, an dem Pooly mit noch ein paar anderen teilgenommen hatte. Jedenfalls besaß man in Scotland

Yard sein Foto und seine Fingerabdrücke, die die Identifizierung seiner Persönlichkeit ermöglichten. Ob nun Fred Pooly's nächtlicher Streichholzhandel nur ein Deckmantel für irgendeine andere dunkle Sache gewesen war oder nicht, konnte nicht ermittelt werden. Pooly blieb für immer stumm und ruhte nun schon seit vielen Wochen auf dem Armenfriedhof.

Sherlock Holmes hatte die Erzählung des Policeman mit keiner Silbe unterbrochen. Sein Hirn arbeitete fieberhaft. Was er soeben erfahren hatte, deckte sich vollkommen mit seinen Vermutungen.

So also war der Mann jener unglücklichen Frau umgekommen, die gestern den Tod in den Fluten der Themse gesucht hatte!

Der Weltdetektiv nickte finster, als er sich dem Policeman zuwandte.

»Eine traurige Geschichte«, sagte er. »Doch nun sagen Sie mir noch schnell, was aus den Dingen geworden ist, die Fred Pooly bei sich trug.« Und mit Nachdruck fügte er hinzu: »Ich denke da besonders an die Streichhölzer, die der Mann verkaufte, und nehme an, dass er die Schachteln in einem sogenannten *Bauchladen* mit sich herumtrug.«

»Allerdings«, bestätigte Charles Smith. »Er verwahrte die Dinger in einer länglichen aufklappbaren Holzkiste, die er, an einem Riemen befestigt, vor sich trug. Das Ding ist mit ins Krankenhaus gekommen. Aber glauben Sie mir, Mr. Holmes«, schloss er treuherzig, »in dem Kasten ist nichts Verdächtiges verborgen. Ich habe gleich nachgesehen!«

»So? Was glaubten Sie denn zu finden?«

»Eigentlich gar nichts – es sei denn Einbruchswerkzeug. Aber die Kiste enthielt nur Streichholzschachteln, nichts

weiter.«

Aber Sherlock Holmes schienen gerade diese harmlosen Schächtelchen zu interessieren. Er fuhr sofort in das näher bezeichnete Krankenhaus und trug hier dem Anstaltsleiter sein Anliegen vor. Dieser gab sofort einem der Angestellten die entsprechenden Anweisungen.

Dann wandte er sich wieder dem berühmten Besucher zu und lächelte.

»Wir haben sogar eine besondere Kammer eingerichtet, wo wir alle Dinge aufbewahren, die sich im Besitz von Kranken befinden, die bei uns sterben. Oft melden sich die Angehörigen erst monatelang nach dem Ableben und verlangen dann die Herausgabe bestimmter Gegenstände, die nach ihren Angaben die bei uns Verstorbenen zur Zeit ihrer Einlieferung bei sich getragen haben. Sowie nun ein Patient das Zeitliche segnet, kommt sein Nachlass in einen Sack, der mit einer Nummer versehen und dann in die Aufbewahrungskammer gebracht wird. Auf diese Weise kann bei uns keine Stecknadel verloren gehen.«

In diesem Augenblick stürzte der Angestellte mit allen Anzeichen der Erregung zur Tür herein.

»Die Kammer«, stotterte er, » die Kammer ist ... ist aufgebrochen und beraubt worden!«

»Unmöglich!«, stieß der Leiter der Anstalt betroffen hervor.

Sherlock Holmes blieb völlig ruhig. Ja, er lächelte sogar eigentümlich, als er sagte: »Nichts ist unmöglich, Herr Direktor. Ich möchte fast behaupten, dass mir der Einbruch sogar sehr erklärlich erscheint!« Dann wandte er sich an den Angestellten: »Was geraubt wurde, ließ sich wohl nicht sogleich ermitteln?«

»Nein«, erwiderte dieser und gestikulierte aufgeregt mit den Händen. »Die Kammer sieht aus, als hätten Vandalen in ihr gehaust. Alles ist durchwühlt und durcheinandergeworfen.«

»Nun«, sprach der Weltdetektiv seelenruhig, »dann lassen Sie sich nur Zeit, wieder Ordnung zu schaffen. Schätze, dass die Diebe nicht viel mitgenommen haben, höchstens den Sack, in dem sich die Kiste mit den Streichhölzern Fred Pooyls befanden!«

»Aber, Mr. Holmes!«, rief der Direktor fassungslos. »Was können den Dieben ein paar Streichholzschachteln bedeuten?«

»Sehr viel«, entgegnete Sherlock Holmes und erhob sich. »Aber das lassen Sie nur meine Sorge sein. Vielleicht denken Sie daran, mich über das Resultat der *Aufräumungsarbeiten* zu verständigen, ja? Sehr liebenswürdig. Aber nun will ich wirklich nicht länger stören.« Und er empfahl sich.

Vier Stunden später rief das Krankenhaus bei dem Kriminalisten an und teilte mit, dass außer dem Sack Nr. 498 nichts entwendet sei. Dieser aber war derselbe, in dem man die Klappkiste mit den Streichholzschachteln verwahrt hatte. Ganz so, wie es der Weltdetektiv vorausgesagt hatte.

3. Kapitel

Ein gefährlicher Augenblick

Jonny Buston war mit seinem Herrn und Meister gar nicht zufrieden. Offenherzig, wie er war, hielt er auch nicht im Geringssten mit dem Grund seiner Verstimmung zurück und

erklärte seinem Meister, dass er es wenig schön fände, dass er – Sherlock Holmes – so schnell sein Vorhaben vergessen habe.

Der Weltdetektiv, den Jonnys Zorn amüsierte, sagte harmlos: »Welches denn, mein Junge?«

»Aber Mr. Holmes!«, rief Jonny außer sich, »denken Sie denn gar nicht mehr an Nortley, den verdammten Halsabschneider, dem wir das Handwerk legen wollten?«

»O doch«, erwiderte Sherlock Holmes vergnügt und leerte bedächtig die Tasse Kaffee, womit er das Frühstück beschloss. »Ich denke sogar nur noch an diesen Halunken. Was sagst du jetzt?«

Jonny Buston sagte eine Weile gar nichts, sondern blickte den Weltdetektiv verständnislos an. Dann kam er sich wohl gefoppt vor, denn er warf trotzig die Lippe auf und meinte: »Sie brauchen sich gar nicht über mich lustig zu machen, Mr. Holmes. Ich weiß recht gut, hinter wem Sie schon wieder her sind!«

»Wirklich?«, fragte Sherlock Holmes und lachte. »Na, hinter wem denn?«

»Hinter den Rauschgifthändlern!«

»Erraten!«

»Und Nortley lacht sich ins Fäustchen!«

»Aber wahrscheinlich nicht mehr lange«, erwiderte Sherlock Holmes und wurde wieder ernst, »denn ich weiß – aber halt, du warst ja selbst dabei, wie ich hinter Nortleys neues Geschäft kam!«

»Ich?«, murmelte Jonny und machte ein langes Gesicht. »Ich weiß von nichts.«

»Dann hast du schlecht aufgepasst, mein Junge. Als wir Frau Poolys Haus durchsuchten, fand ich in einer unver-

geschlossenen Kasette neun Schachteln Streichhölzer. Da man Streichhölzer größtenteils nicht so sicher aufzubewahren pflegt, erschien mir der Fund merkwürdig. Ich untersuchte die Schachteln näher und entdeckte, dass sie zwar mit Streichhölzern gefüllt waren, aber unten am Boden je ein zusammengekniffenes Papierbeutelchen aufwies. Du kennst doch die Art, wie beispielsweise Apotheker Papier falten, in dem sie Pulver verabreichen. Genau so sahen jene Papierbeutelchen aus, und in jedem befand sich, wie ich bald feststellen konnte, das gefährlichste aller Rauschgifte: Kokain! Dieses Gift wird wie Schnupfpulver durch die Nase eingeatmet. Es belebt den Körper ungemein. Die Augen glänzen und der Mund wird trocken, dann lässt die Wirkung des Giftes nach. Die Menschen fallen wieder zusammen und sind matt und müde wie zuvor. Die so dahinvegetierenden haben nur einen Gedanken: sich so bald wie möglich wieder in den Besitz neuen Kokains zu setzen. Sie denken ja nicht daran, dass das Kokain den Körper nach und nach zugrunde richtet, weshalb dieses berauschende Gift auch nur von Ärzten verordnet werden darf. Sie zahlen für ihre Gier nach dem ersehnten Pulver jeden verlangten Preis. Da sie es aber nicht vom Arzt oder Apotheker bekommen können, wenden sie sich an jene Dunkelmänner, die das Kokain heimlich ins Land schmuggeln und genauso heimlich vertreiben. Das ist ein gutes Geschäft, wenn auch ein sehr gefährliches, denn da der Handel mit Kokain verboten ist, werden Personen, die dabei angetroffen werden, hart bestraft. Ich fand also die Pulver im Haus der Frau Pooly. Ich bin überzeugt, sie selbst hat keine Ahnung, was die Schachteln enthielten. Ihr Mann wird sie aus London mitgebracht haben, wo er sich, wie ich sogleich vermutete, durch Kokainhandel ernährte. Die Hilfs-

schwester hatte uns von dem Mann erzählt, da er wohl in London verunglückt und verstorben sei. Nun, wir haben ja in der Zwischenzeit erfahren, wie dieses *Unglück* in Wirklichkeit aussah. Ich fand aber im Haus Frau Poolys noch etwas: einen Brief der Nortleys Unterschrift trug, in dem er aufgefordert wurde, umgehend nach London zu kommen, um einen neu eingetroffenen Posten Holz zu übernehmen. Verstehst du den tieferen Sinn dieser an sich so harmlosen Worte, Jonny?«

Jonny nickte erregt.

»Siehst du«, sprach Sherlock Holmes, »so kam ich hinter Nortleys neues Geschäft! Dem Wucherer genügen die hohen Zinsen nicht mehr, die er seinen Opfern abnimmt. Er will noch mehr, noch schneller neue Millionen scheffeln - und hat sich auf den Kokainhandel geworfen! Noch habe ich für diese Behauptung keine vollgültigen Beweise, aber ich für meinen Teil zweifle nicht daran, dass Nortley - o, ich müsste Nortley nicht kennen - den Rauschgifthandel im Großen betreibt und - siehe Fred Pooly - Vertraute an der Hand hat, die das Zeug an den Mann bringen!«

Mit langen Schritten durchmaß Sherlock Holmes das Zimmer.

»Und er war es auch«, fuhr er fort, »der durch geschickte Leute den Sack mit den Streichholzschachteln aus dem Krankenhaus stehlen ließ! Der Bursche ist eben raffiniert. Er fürchtete, die Schachteln könnten vielleicht eines Tages doch näher untersucht werden - und dabei wäre dann der Schwindel mit den Kokainpulvern herausgekommen. So beugte er vor und brachte die Schachteln wieder an sich. Ja«, bestätigte Sherlock Holmes mit einem Nicken, »es ist ein starkes Stück, aber du erkennst daran, dass wir es mit einem

Gegner zu tun bekommen, der seine Sache gut versteht. Du hast dich heute Morgen gewundert, dass ich die halbe Nacht unterwegs war. Nun kann ich es dir ja sagen. Ich habe mich als Einbrecher betätigen wollen. Es reizte mich, mir einmal Nortleys prunkvolle Villa von innen anzusehen. Aber es war unmöglich, an das inmitten eines großen Gartens liegende Haus heranzukommen. Nortley schützt sich nicht nur durch sieben oder acht mächtige Bluthunde vor nächtlichen Eindringlingen, sondern auch durch raffiniert angelegte Starkstromleitungen. Auf diese Weise kommt man also nicht in die Höhle des Löwen. Da ich aber unbedingt einen Einblick in Nortleys Privatleben gewinnen muss, werden wir heute Nachmittag versuchen, auf eine andere Art in die Villa zu gelangen.«

*

Und wirklich, es gelang! Gegen zwei Uhr nachmittags erschienen vor Nortleys Gartentor sechs Telegrafarbeiter, die dem herbeieilenden Diener erklärten, die über die Villa führenden Telefonleitungen nachsehen zu müssen.

Der Bedienstet zögerte. Anscheinend schien er Anweisung zu haben, keinen Menschen einzulassen. Dann mochte er einsehen, dass hier eine Ausnahme gemacht werden musste. Nur einen Einwand brachte er noch kurz hervor, sich auszuweisen. Sie trugen Lichtbilder bei sich, die vom Telegrafamt abgestempelt waren. So öffnete der Diener das Tor und ließ die sechs Männer ein. Sherlock Holmes und Jonny Biston befanden sich unter ihnen. Es hatte nur einer kurzen Bittte des Weltdetektivs auf dem Telegrafamt bedurft, um ihm die Ausweise und die Leute zu Verfügung zu stellen.

Nun trugen er wie auch Jonny die Tracht der Arbeiter. Während sie durch den wohlgepflegten Garten schritten, war von den Bluthunden nichts zu sehen. Wahrscheinlich ließ Nortley die Tiere nur während der Dunkelheit frei auf dem Grundstück herumlaufen. Sherlock Holmes heutiger Besuch galt lediglich dem Zweck, sich in der Villa zu orientieren. Er war überzeugt, dass Nortley in seinem Arbeitszimmer Korrespondenzen aufbewahrte, die Aufschluss über die dunklen Geschäfte des Millionärs gaben. Diese in die Hand zu bekommen, war oberstes Gebot. Es galt also, die Augen tüchtig aufzuhalten.

Bald hantierten die Männer auf dem Dach, aber Sherlock Holmes nahm die erstbeste Gelegenheit wahr, sich davonzuschleichen. Lautlos huschte er die Treppe herab, bis er das erste Stockwerk erreichte. Nortley schien wenig Personal zu beschäftigen, denn nur ab und zu vernahm er die Schritte eines Hausangestellten. Dann verbarg er sich stets rechtzeitig, um nicht gesehen zu werden. Dann würde er eben erklären, auch die Innenanlage des Telefons nachsehen zu müssen. Aber besser war es, ungesehen einen kleinen Erkundungsspaziergang durch die Villa zu machen.

Er huschte durch eine Flut von Zimmern, die durchweg prunkvoll ausgestattet waren, aber keinerlei Besonderheiten aufwiesen. Bis er plötzlich, über die Schwelle eines neuen Raumes tretend, einen leisen Pfiff ausstieß: Das Arbeitszimmer des Wucherers lag vor ihm! Lauschend ließ er einige Augenblicke verstreichen, um erst dann, als alles ruhig blieb, den Raum ganz zu betreten.

Von der Einrichtung fesselten zwei Gegenstände seine größte Aufmerksamkeit: der breite Diplomat, der quer vor dem Fenster stand, und ein schwerer Tresor, der eine Ecke

des Zimmers mit seiner ganzen Breite ausfüllte. Natürlich war er verschlossen. Auch von den Schreibtischtüren ließ sich keine aufziehen.

Sherlock Holmes glitt auf leisen Sohlen zur Tür und lauschte auf den Gang hinaus. Nichts regte sich. Teufel! Keine Gelegenheit konnte günstiger sein als diese! Gewiss, es war tollkühn, am hellen Tag Nortleys Schreibtisch zu durchsuchen, aber wer konnte wissen, ob sich ihm so bald wieder eine derartige Chance bot.

Der Weltdetektiv blickte zur Tür. Eine Entdeckung konnte nur erfolgen, wenn zufällig einer der Bediensteten das Zimmer betrat. Ach was! Frisch gewagt, ist halb gewonnen! Er eilte zum Schreibtisch zurück und öffnete mithilfe seines Universalschlüssels blitzschnell einen Teil der Fächer und Türen. Stöße von Mappen, Schriftstücken und Geschäftsbüchern begrüßten ihn.

Sie sämtlich auf die peinlichste Weise zu kontrollieren, hätte viele Stunden in Anspruch genommen. Darauf konnte er sich aber nicht einlassen. Im Übrigen zweifelte er auch daran, dass Nortley wichtige Dinge so sorglos aufbewahrte. Für diese hatte er gewiss ein Geheimfach angelegt, wenn er sie nicht gar im Tresor unter Verschluss hielt. So suchte er fieberhaft nach einem Geheimfach.

Und wirklich entdeckte er nach kurzem Suche einen raffiniert angebrachten Mechanismus. Aber ehe er dazu kam, ihn in Bewegung zu setzen, erscholl von unten das Geräusch eines surrenden Automobilmotors. Mit drei Sprüngen war Sherlock Holmes am Fenster und spähte mit durch die geschlossenen Gardinen hinab.

Eine Verwünschung entglitt seinen Lippen, als er Nortley erkannte, der soeben seinem Kraftwagen entstieg. Und noch

etwas sah er: Jonny und die anderen Telegraphenarbeiter, die just die Villa verließen und von einem Bediensteten begleitet, dem Ausgang zustrebten. Tod und Teufel! War denn Jonny verrückt geworden? Hatte man nicht ausdrücklich verabredet, dass die Arbeiter erst dann die Villa verlassen sollten, wenn er – Sherlock Holmes – sich wieder zu ihnen gesellt hatte? Was, um alles in der Welt, konnte Jonny Veranlassung gegeben haben, dieser Abmachung zuwiderzuhandeln?

Der Weltdetektiv starrte in den Hof hinab. Unten stand Nortley und blickte den sich entfernenden Telegrafenerarbeitern mit verkniffener Miene nach. Er wartete, bis sich das Gartentor hinter den Männern geschlossen hatte, und betrat erst dann das Haus. Sherlock Holmes eilte zum Schreibtisch zurück. Er kochte vor Zorn. Da lag der Mechanismus vom Geheimfach vor ihm! Nur die Hand brauchte er auszustrecken, um das Fach aufspringen zu lassen! Umsonst! Jeden Augenblick konnte Nortley hereinkommen! So schnell er vermochte, räumte der Weltdetektiv die Mappen und Bücher in die Fächer zurück und schloss wieder ab. Da erklang auch schon draußen der feste Schritt des Hausherrn. Hell and devils! Nun wurde es brenzlich! Durch die Seitentür zu entkommen, war es zu spät, denn Nortley konnte jeden Augenblick hereintreten. Blieb also nur hinter der Portiere. Mit einigen schnellen Schritten erreichte er das Versteck. Die Tür tat sich auf und fiel wieder ins Schloss. Schritte auf dem Teppich. Ein krächzendes Räuspern.

4. Kapitel

Ein unheimlicher Feind

Sherlock Holmes stand reglos hinter der Portiere. Durch ein winzig-kleines Loch vermochte er das Zimmer zu überblicken. Nortley stand vor dem Schreibtisch und sah unter halb geschlossenen Lidern nachdenklich nieder. Er war ein mittelgroßer Mann mit breiten Schultern und roten, groben Händen. Sein eckiges, vorgeschobenes Kinn verriet einen eisernen Willen. Nortley war nicht schön. Die Backenknochen traten scharf hervor, seine Nase war breit und sein bartloses Gesicht voller Falten.

Wie er so dastand, den massigen Oberkörper vorgeneigt, die plumpen Hände leicht geballt und den lauernden Blick starr auf die Platte des Schreibtisches geheftet, erschien er Sherlock Holmes wie ein Raubtier voller Wildheit und Tücke.

Er hatte Nortley schon oft gesehen, aber noch niemals von einer solchen Nähe. Er entsann sich nicht, jemals in ein erbarmungsloseres, brutaleres Antlitz als dieses gesehen zu haben. Das also war der Mensch, den man den *Mann ohne Seele* nannte und der gewohnt war, seinen Weg über Leichen zu nehmen! Der Mann, auf dem die Flüche unzähliger Menschen lagen, deren Existenz er in seiner Gier nach Geld grausam vernichtet hatte!

Ja, einem Raubtier glich dieser Mann, einer Bestie in Menschengestalt, die – Sherlock Holmes schwor es sich – vernichtet werden musste, koste es, was es wolle. Nortley begann, im Zimmer auf und abzugehen. Es stieß unverständliche Worte aus, blieb bald hier, bald dort stehen und streifte

mehr als einmal die Portiere, hinter welcher der heimliche Besucher stand.

Sherlock Holmes hätte nur die Hand auszustrecken brauchen, um Nortley zu packen. Aber was hätte es genutzt, ihn zu verhaften? Noch war ihm nichts nachzuweisen ...

Plötzlich trat Nortley zur Tür und klingelte. Wenig später erschien der Diener, der vorhin die Telegrafarbeiter hinein- und wieder hinausgelassen hatte.

Er blieb devot im Türrahmen stehen und maß seinen Herrn mit scheuen Blicken.

Nortley winkte ihn zu sich heran.

»Eine Frage, John«, brummte er. »Haben Sie sich von den Telegrafarbeitern die Ausweise zeigen lassen?«

»Jawohl, Mr. Nortley. Alle sechs Mann besaßen abgestempelte Lichtbilder.«

»So, so«, merkte Nortley an, »alle sechs Mann.«

Er ging wieder im Zimmer spazieren. Dann blieb er plötzlich stehen und starrte den Diener lauernd an. »Wie dumm Sie sind, John!«, stieß er hervor, »grenzenlos dumm!«

»Ich bitte um Verzeihung«, murmelte der Diener scheu, aber ...«

Nortley unterbrach ihn mit herrischer Bewegung.

»Sie haben wohl nie eine Schule besucht, wie?«

»Aber gewiss, Mr. Nortley!«

»Doch?« Der Wucherer verzog sein Gesicht zu einem hässlichen Grinsen. »Aber am Rechenunterricht haben Sie nicht teilgenommen?«

John zeigte eine hilflose Miene.

»Ich habe im Rechnen sogar eine gute Note erhalten, Mr. Nortley«, erwiderte er furchtsam. Habe ich ... habe ich etwas ... falsch gemacht?«

»Pah«, machte Nortley, »ich habe nicht gesagt, dass Sie etwas falsch gemacht haben, sondern nur, dass Sie nicht rechnen können. Sie wissen nicht einmal, dass sechs weniger fünf eins gibt. Sie werden selbst zugeben müssen, dass eine solche Unkenntnis an Dummheit grenzt.«

Er trat zum Rauchtisch, entnahm der silberbeschlagenen Kiste eine Zigarre und setzte sie in Brand.

»Aber, warten Sie«, sagte er. »Wir werden einmal diese Rechenaufgabe zusammen durchgehen. Kommen Sie her.«

Betreten kam der Bedienstete der Aufforderung nach.

Nortley wies auf die silberne Kiste. »Nehmen Sie sechs Zigarren heraus. Bis sechs werden Sie wohl zählen können. Zwei ... vier ... sechs. So. Legen Sie die Zigarren auf den Tisch. Und nun nehmen Sie fünf fort. All right. Wie viel bleiben übrig?«

»Eine, Mr. Nortley.«

»Eine«, bestätigte dieser. »Wie gut und richtig Sie das schwierige Exempel gelöst haben. Eine also bleibt übrig. Da liegt sie. Aber es braucht sich bei dieser Aufgabe nicht gerade um Zigarren zu handeln. Man kann auch beispielsweise Telegrafarbeiter an ihre Stelle setzen. Sechs Arbeiter kommen, fünf gehen wieder fort – also 6 minus 5 sind gleich 1. Einer bleibt übrig, verstehen Sie das, John? Einer muss übrig bleiben. Muss genauso da sein wie die Zigarre da!« Mit diesen Worten war er zu der Portiere getreten und tippte nun leise dagegen.

»Kommen Sie hervor, lieber Herr«, sagte er. »Es ist ungesund, solange mucksmäuschenstill zu stehen. Der Blutkreislauf stockt, und Füße und Arme schlafen ein. Jeder Arzt würde Ihnen ein so unvernünftiges Handeln verbieten.«

Sherlock Holmes unterdrückte die Verwünschung, die

ihm auf der Zunge schwebte, und trat von der Portiere fort.

Das, was er hatte verhüten wollen, war nun doch geschehen. Nun war nichts mehr zu ändern. Nortleys Kaltblütigkeit war bewunderungswürdig. Er wies auf den Entdeckten und sagte zu dem Betroffenen zurückweichenden Diener: »Sechs weniger fünf gibt eins. Da haben Sie den einen.« Dann drehte er den Kopf und starrte den *Einen* an. Seine Augen funkelten, als er hervorstieß: »Wollen Sie mir nicht sagen, was Sie zur Aufstellung hinter der Portiere bewog? Aber nein, lassen Sie nur! Sparen Sie sich die Worte. Was bezweckten Sie wohl anderes als einen Diebstahl! Ja, stehlen wollten Sie. Stehlen. Und solche Leute schickt das Telegrafnamt ins Haus!«

Er trat noch einen Schritt näher an den Entdeckten heran und betrachtete ihn mit scharfen Blicken. Die Prüfung schien ihn zu befriedigen, denn in seinen Augen leuchtete es sekundenlang merkwürdig auf. Dann aber sagte er kalt wie zuvor:

»Ich könnte jetzt die Polizei verständigen und Sie abführen lassen. Sie verdienen nichts Besseres. Aber ich will keine fremden Leute im Haus haben und mag die Polizei nicht. Und darum mögen Sie noch für dieses Mal mit dem Schrecken davonkommen. Vielleicht ziehen Sie aus dieser Sunde die Lehre«, fuhr er mit seltsamer Betonung fort, »andere Leute und deren Wohnungen künftig zufrieden zu lassen. Sollten Sie dagegen ein zweites Mal versuchen, bei mir einzudringen, würden Sie mich weniger gut gelaunt finden. Ich würde Sie ohne Anruf über den Haufen schießen. So, ich denke nun, wir verstehen uns.«

Dann wandte er sich an den Diener: »Dalli, John, der Herr wünscht, hinausgeführt zu werden!«

Als Sherlock Holmes später eine Kraftdroschke besieg, um

nach Hause zu fahren, war seine Stimmung alles andere als rosig. Nortley hatte ihn erkannt, das stand für ihn fest!

Des Halunken letzte Worte waren deutlich genug gewesen! »Sollten Sie ein zweites Mal versuchen!« Das war mehr als eine leere Drohung, das war eine offene Kriegserklärung!

»Was zum Teufel fällt dir ein, gegen alle Verabredung die Villa zu verlassen?«, fuhr er, heimgekehrt, Jonny an.

Jonny Buston, der seine Sache sehr gut gemacht zu haben glaubte, fiel aus allen Wolken. Er habe, verteidigte er sich, ganz deutlich den verabredeten Pfiff vernommen und daraufhin die Arbeiter veranlasst, die *Arbeit* an dem Telefonmast einzustellen. Dann freilich habe er sich gewundert, dem Meister nirgends im Haus zu begegnen. Zum Umkehren sei es aber zu spät gewesen. Und dann habe er auch geglaubt, Sherlock Holmes sei anderen Sinnes geworden und wünschte, allein im Haus gelassen zu werden.

»Nortley hat doch etwa nichts gemerkt?«, schloss er besorgt?

»Bewahre!«, antwortete der Weltdetektiv grimmig auf, »Nortley ist ahnungslos wie ein frischgeborenes Baby!«

Am nächsten Morgen kam mit der Frühpost unter anderen Dingen auch ein größeres Päckchen an, das von Jonny auf dem Korridor niedergelegt wurde, weil der Meister just in seinem Zimmer mit Inspektor Tuckesham eine Konferenz abhielt. Genau zehn Minuten vor neun Uhr gab es einen fürchterlichen Krach. Irgendetwas musste in der Wohnung explodiert sein.

Als Sherlock Holmes die Tür zum Korridor aufriss, sah er diesen in eine riesige Rauchwolke gehüllt. In diesem Augenblick tauchte inmitten der Wolke eine rußgeschwärzte Gestalt auf.

Es war Jonny Buston.

»Eine Höllenmaschine!«, schrie er. »Sie war im Paket. Drei Meter stand ich davon ab, als sie explodierte!«

Da sofort alle Fenster und Türen geöffnet wurden, verzog sich der Rauch allmählich. Nun erst erkannte man richtig die Folgen der Explosion. Wände und Decke war rußgeschwärzt. Von dem Garderobenspiegel war nichts als ein paar undefinierbare Holzteile übriggeblieben, die, mit denen des total zerrissenen Tischchens vereint, den Fußboden bedeckten.

Der Korbstuhl schien als einziges Möbelstück die Katastrophe überstanden zu haben, doch hatte ihn der Luftdruck bis in den äußersten Winkel des Korridors geschleudert. Die Bilder waren wie von einer unsichtbaren Hand von den Wänden fortgefegt, und Inspektor Tuckingshams Schlapphut ließ sich erst eine ganze Weile suchen, ehe er sich als ein in zwei Teile gerissenes Fetzenhäuschen finden ließ.

Das Paket selbst, in dem sich die höllische Maschine befunden hatte, ließ sich nirgends entdecken. Es war durch die Gewalt der Explosion in Atome zerstoben.

»Verdammt!«, schrie der Inspektor. »Komme ich darum her, um mich in Stücke reißen zu lassen?«

»Dieses Schicksal dürfte lediglich Ihren unglücklichen Hut ereilt haben«, sagte Sherlock Holmes kaltblütig. »Das heißt, Sie haben recht. Eigentlich sollte das Ding anderes zerreißen als diese Möbel da!«

Er lachte trocken auf.

»Es scheint, als hätten wir noch einmal Glück gehabt. Inspektor!«

Tuckesham starrte bald auf die Trümmer, bald auf den Kriminalisten, dessen Ruhe ihm unnatürlich erschien.

»Und das sagen Sie so, als wäre weiter gar nichts geschehen?«, rief er erregt. »Zum Teufel. Sie scheinen es gewohnt zu sein, dass man Ihnen derartige Liebesgaben ins Haus schickt!«

Dann wurde er still und ließ den Blick noch einmal über die Trümmerstätte gleiten.

»Wie furchtbar muss Sie dieser Mensch hassen!«, sagte er plötzlich.

»Welcher Mensch?«

»Der Ihnen diese Höllenmaschine schickte«, murmelte Tuckesham. »Haben Sie irgendeine Ahnung, wer dahinterstecken könnte?«

Sherlock Holmes kniff die Lippen zusammen. Dann huschte ein gefährliches Lächeln über seine Züge.

»Wer?«, wiederholte er. »Nun, ein Mensch, der mir gestern den Krieg erklärt hat und der mir scheinbar heute nur beweisen wollte, dass er es ernst meint!«

5. Kapitel

Der *Grüne Frosch* in der *Trix Street*

Während sich Sherlock Holmes in der folgenden Woche weder Tag noch Nacht Ruhe gönnte und unermüdlich in immer anderen Masken den Wucherer beschattete, um sich ein klares Bild über das Leben und Treiben dieses gefährlichen Menschen machen zu können, hatte Jonny eine nicht minder schwere Aufgabe zuerteilt bekommen: das Vorleben Nortleys zu enthüllen.

Das war eine verdammt schwierige Angelegenheit, denn

Nortley war nicht Engländer, sondern Amerikaner. Erst seit etwa zwanzig Jahren lebte er in London. Stundenlang durchwühlte Jonny die Archive, studierte in Scotland Yard die Personalakten und war sogar genötigt, zweimal nach New York zu kabeln. Darüber hinaus zog er noch bei unzähligen Privatpersonen, die einmal mit Nortley in Berührung gekommen waren, Erkundigungen ein.

Diese Arbeit war nicht nur mühsam, sondern auch zeitraubend, aber Jonny verlor keineswegs den Mut. Seit die Geschichte mit der Höllenmaschine passiert war, kannte er gleich seinem Meister nur ein Ziel, dieser menschlichen Giftschlange den Garaus zu machen.

Sherlock Holmes selbst war mit dem Erfolg seiner Beschattungsmanöver nicht unzufrieden. Kannte er auch immer noch nicht restlos das Doppelleben, das der Wucherer führte, so hatte er doch schon manches in Erfahrung bringen können. So wusste er nun zum Beispiel, dass Nortley selten eine Nacht in seiner Villa zubrachte. Meistens fuhr er nachmittags gegen fünf Uhr mit seinem Auto fort, um erst beim Morgengrauen heimzukehren.

Verschiedene Versuche des Weltdetektivs, das Ziel dieser Autofahrten zu ergründen, waren fehlgeschlagen. In der Zeit von elf bis zwei Uhr nachmittags empfing Nortley oft Besuche. Es waren meistens Leute mit verhärmten Gesichtern, die sich an den Wucherer wandten, um sich Geld zu leihen. Einmal erschien sogar – Sherlock traute seinen Augen kaum – Frau Pooly, die Witwe des erschossenen Bettlers, die vor zwei Wochen den Tod in den Fluten der Themse gesucht hatte, nun aber scheinbar wieder aus dem Krankenhaus entlassen war. Sie blieb eine halbe Stunde in der Villa und hatte, als sie wieder zum Vorschein kam, verweinte Au-

gen. Sherlock Holmes sah, wie sie mit verzweifelten Gebärden auf den Diener John einsprach, aber er zuckte nur immer wieder mit der Schulter.

Sie schien sehr deprimiert zu sein und ging ziel- und planlos umher, dann aber schien ein bestimmter Entschluss in ihr zu reifen. Sie bog rechts ab und eilte erregt durch mehrere einsam liegende Straßenzüge, bis sie eine Kanalbrücke erreichte.

Im Anblick der Brücke fing sie an zu laufen und stürzte, ohne zu überlegen, auf das steinerne Geländer zu. Als sie aber dieses Hindernis zu überklettern versuchte, wurde sie von einem starken Arm zurückgerissen. Es gab eine schreckliche Szene. Die Frau erkannte in dem Mann, der sie im letzten Augenblick zurückgerissen hatte, denjenigen wieder, der sie schon einmal aus dem Wasser gezogen hatte. Sie brach in verzweifelte Worte aus und fluchte ihm, dass er sie erneut am Sterben hindere. Sherlock Holmes hatte Mühe, sie zu beruhigen.

Als sich Neugierige ansammelten, rief er kurzerhand eine vorüberfahrende Kraftdroschke an, setzte die Widerstrebende hinein und fuhr mit ihr davon. In seiner Wohnung gelang es ihm schließlich endgültig, die verzweifelte Frau zu beschwichtigen, nachdem er ihr immer wieder versichert hatte, nicht ihr Feind, sondern ein Freund zu sein, der ihr helfen wolle.

Auf sein gütiges Zureden hin begann sie endlich ihm den Grund ihrer Verzweiflung zu schildern. Sie hatte vor nicht ganz zwei Jahren Fred Pooly geheiratet, der damals als Schlosser in einer Londoner Fabrik tätig war und leidlich gut verdiente. Aber eines Tages änderte sich das. Fred Pooly verlor seine Arbeit und begann zu faulenzten.

Aber merkwürdigerweise besaß er plötzlich mehr Geld als damals, als er ehrlich gearbeitet hatte. Vor etwa sechs Monaten kam er eines Tages mit der überraschenden Nachricht nach Hause, er hätte bei einem reichen Holzhändler Anstellung als Reisender bekommen. Dieser Holzhändler habe in B., einem Städtchen in der Nähe Londons, eine Anzahl kleine Häuser erbaut, und eins von diesen würde ihnen künftig als Wohnung dienen.

Diese Botschaft rief in Frau Pooly ungeheure Freude hervor. So fand also der Umzug nach B. statt. Fast die ganze Woche über war sie mit dem Kindchen allein, und nur über Sonntag erschien ihr Mann aus London und brachte immer viel Geld, angeblich seinen Lohn, mit.

Das ging einige Zeit, bis dann vor nun bald elf Wochen das Schreckliche geschah: Ihr Mann verunglückte in London und starb.

»Welcher Umstand führte seinen Tod herbei?«, warf Sherlock Holmes leichthin ein.

»Er wurde überfahren«, schluchzte Frau Pooly, »und da er keine Papiere bei sich trug, erfuhr ich erst das Furchtbare, als man ihn schon bestattet hatte. Meine Aufregung war unbeschreiblich, als ich davon erfuhr.«

Sherlock Holmes nickte. Die Frau hatte also keine Ahnung, wie ihr Mann gestorben war!

Bald, so erzählte sie weinend weiter, kam die Not ins Haus. Pooly hatte ihr erzählt, dass er das Häuschen von dem reichen Holzhändler als Dienstwohnung erhalten hatte, und dafür nichts zu zahlen brauchte.

Umso schrecklicher sei es darum für sie gewesen, als eines Tages ein Brief dieses Holzhändlers, eines gewissen Nortley eintraf, in dem er schrieb, es würde nun endlich Zeit, die

Miete zu bezahlen, die bereits seit vier Monaten rückständig sei. Würde der Betrag nicht sofort bezahlt, ließe er sie – Frau Nortley – vor die Tür setzen. Frau Nortley teilte ihm verzweifelt mit, dass sie in dem Glauben sei, mietfrei zu wohnen: So hatte es ihr Mann immer wieder gesagt.

Als Antwort kam ein kaltes Schreiben, in dem Nortley diese Behauptung energisch zurückwies. Es sei die und die Miete vereinbart worden. Gleichzeitig leitete er die Klage ein – mit dem Erfolg, dass zehn Tage darauf der Gerichtsvollzieher erschien und den gesamten Besitz Frau Poolys pfändete. Verwandte besaß die Unglückliche nicht, so war sie dem Vorgehen des berüchtigten Wucherers schutzlos preisgegeben.

Bald besaß sie keinen Pfennig mehr. Sie hungerte mit ihrem Kind, da sie zum Betteln zu stolz war. Das Kind erkrankte und starb binnen weniger Tage. Zwei Tage saß sie verzweifelt und dem Wahnsinn nahe neben der Leiche, bis sie dann diese an sich raffte, um den Tod in der Themse zu suchen.

»Sie zogen mich heraus, Mr. Holmes«, schloss Frau Pooly weinend, »und Sie werden nun, da Sie meine Geschichte kennen, zugeben, dass Sie mir mit Ihrer uneigennütigen Tat keinen Dienst erwiesen haben, denn der Tod hätte für mich die Erlösung aus aller Qual bedeutet. So aber blieb ich am Leben. Gestern entließ man mich aus dem Krankenhaus. Durch kleine Dienste in der Küche hatte ich mir ein paar Schillinge verdient, und diese benutzte ich nun, um nach London zu fahren. Noch einmal wollte ich Mr. Nortley anflehen, mich nicht aus dem Haus zu vertreiben, weil ich sonst nicht wüsste, wo ich beginnen sollte. Aber er lachte mich aus und wies alle meine Bitten brüsk ab. Da lief ich da-

von, fest entschlossen, meinem elenden Dasein endgültig ein Ziel zu setzen. Sie aber haben mich ein zweites Mal daran gehindert!«

»Weil Sie nicht um eines Schurken willen sterben dürfen«, erwiderte Sherlock Holmes leise und drückte ihre Hand. »Denn Nortley ist ein Schurke. Nicht Sie schulden ihm etwas, sondern er steht in Ihrer Schuld. Es wäre verfrüht, Ihnen heute schon Kenntnis von Dingen zu geben, die noch nicht ganz geklärt sind, aber so viel steht fest: Nortley wird die längste Zeit der Ehrenmann gewesen sein, für den er sich ausgibt!«

So schöpfte Frau Nortley neuen Lebensmut, und als ihr Sherlock Holmes den Vorschlag machte, die nächsten Tage bei einer ihm bekannten netten, alten Dame zuzubringen, willigte sie gern ein.

Im Übrigen benutzte er die Gelegenheit, Frau Pooly über die früheren Lebensgewohnheiten ihres toten Mannes auszuforschen, und so erfuhr er denn unter anderem, dass Fred Pooly besonders viel in einer hässlichen Kneipe in der noch hässlicheren Trix Street verkehrt hätte. Wie dieses Lokal heiÙe, wisse sie nicht.

Sherlock Holmes war es gewohnt, selbst den geringsten Umständen Beachtung zu schenken, wenn es sich um Aufklärung schwieriger Fälle handelte. So entschloss er sich bald, die Kneipen der Trix Street einer näheren Besichtigung zu unterziehen. Als er sich am Abend in der Maske eines schmierigen, verkommenen Individuums zur Trix Street, die inmitten eines ganz verrufenen Viertels der Oststadt lag, begab, stellte er bald fest, dass sich hier nur zwei Lokale befanden. Das eine war eine kleine sogenannte Kaffeeklappe, in der kein Alkohol ausgeschenkt wurde, das andere erwies

sich als Kellerkneipe, die den Namen *Zum grünen Frosch* führte.

Mit dem ihm eigenen Instinkt suchte Sherlock Holmes die Letztere auf. Man sah ihm, als er taumelnd die Stufen hinabgepoltert kam, misstrauisch entgegen, schöpfte aber keinen Verdacht, weil Sherlock Holmes Maske zu echt, zu natürlich war. So konnte er sich, den halb Betrunkenen markierend, ungehindert an einem Tisch setzen, von dem aus er einen guten Blick über das Lokal und seine Gäste genoss.

Bald stellte er fest, dass der *Grüne Frosch* ein Treffpunkt der Orgelspieler und Bettler sein musste. Und noch etwas bemerkte er, dass dieser Raum nicht der Einzige war, der die Gäste beherbergte. Es betrat nämlich nach einiger Zeit ein weißbärtiger Mann die Kneipe, der eine blaue Brille trug und vor seinem Leib einen Holzkasten mit Streichhölzern befestigt hatte. Er ging langsam zur Theke, wechselte mit dem Wirt einen schnellen Blick und entfernte sich dann durch eine Tür im Hintergrund des Raumes, durch

die dann im Verlauf der nächsten halben Stunde noch drei andere Männer, die ebenfalls als typische Bettler-Hausierer zu erkennen waren, verschwanden.

Das erregte den Verdacht des Weltdetektivs. Unwillkürlich fiel ihm der Trick Fred Poolys ein, in harmlos aussehenden Streichholzschachteln Kokain zu verkaufen. Dieses hier war Poolys früheres Stammlokal!

Ob sich hier die geheime Börse der Bettler-Kokainhändler befand? Zum Teufel, dann verkehrte hier auch unter Garantie Nortley, der ja das Oberhaupt der Rauschgifthändler zu sein schien. In fieberhafter Erregung wartete Sherlock Holmes auf den weiteren Verlauf der Dinge.

Allzu lange wurde seine Geduld nicht auf die Probe ge-

stellt, denn nacheinander verließen die Bettler bald, jeder mit einem Quantum Streichholzschachteln vor sich, den Hinterraum und das Lokal überhaupt. Als Letzter erschien der Mann mit dem weißen Bart und der blauen Brille, nickte dem Wirt stumm zu und ging hinaus.

Sherlock Holmes folgte ihm. Der Bettler schaute sich erst um, aber der Weltdetektiv benutzte jeden Mauervorsprung, jedes dunkle Haustor, um sich unsichtbar zu machen. Immer schneller schritt der Alte aus, immer jugendlicher wurden seine Bewegungen. So ging es eine ganze Weile durch finstere Gassen und dunkle Straßen, bis er urplötzlich im Dunkel der Nacht verschwunden war.

Noch ehe Sherlock Holmes sich über seine weiteren Schritte schlüssig werden konnte, surrte plötzlich ein Automobilmotor.

Mit einer leisen Verwünschung jagte er vorwärts, um aber nur noch, als er die Büsche zerteilte und eine breite Fahrstraße betrat, einen davonjaulenden Kraftwagen zu sehen. Da wusste er, wer der Mann mit dem weißen Bart und der blauen Brille gewesen war! Inspektor Tuckesham glaubte nicht recht zu hören, als ihn Sherlock Holmes über den Stand der Dinge unterrichtete.

»Nortley?«, rief er immer wieder. »Nortley, der reiche Nortley, soll das Oberhaupt einer Rauschgifthändlerbande sein?«

Aber seine Zweifel schwanden, als der Weltdetektiv deutlicher wurde.

»Das sind die Beweise, die ich zusammengetragen habe«, schloss er. »Nun sollen Sie noch schnell erfahren, was mein braver Jonny in Erfahrung bringen konnte. Einwandfrei hat er nachweisen können, dass Nortley in Amerika dreimal we-

gen Bettelns vorbestraft wurde. Auch in London warf er sich sogleich wieder auf dieses Gewerbe. Jahrelang saß beispielsweise ein Bettler am Südportal der St. Paulus-Kathedrale. Ganz London kannte ihn und spendete ihm Gaben. Er hieß Nicols und war plötzlich eines Tages verschwunden.

Jonny hat nun nachweisen können, dass dieser Nicols kein anderer war als Nortley, der sich durch sein Betteln den Grundstock zu seinem späteren Vermögen legte. So kommt es, dass dieser Schurke in Bettlerkreisen bekannt und mit den Gewohnheiten jener Leute vertraut ist. Das machte er sich zugute. Er organisierte aus jenen Kreisen eine Bande, die heimlich sein Kokain an Leute vertreibt, die von ihm eingeweiht wurden.

Jeder dieser Bettlerhändler trägt zwei Arten von Streichholzschachteln bei sich: solche, die mit, und solche, die ohne Kokain verkauft werden. Abends treffen sich die Ehrenmänner im *Grünen Frosch* in der Trix Street, rechnen mit Nortley ab und empfangen von diesem neue Ware. Aber die gestrige Abrechnung soll die letzte gewesen sein!«

Und Sherlock Holmes entwickelte dem aufhorchenden Inspektor seinen haargenau ausgearbeiteten Plan. Wie ein Fuchs setzte sich Sherlock Holmes am nächsten Nachmittag im Park auf die Lauer. Gegen halb sechs Uhr wurde seine Geduld belohnt. Ein ihm wohlbekannter Kraftwagen näherte sich auf der gänzlich unbelebten Fahrstraße und hielt für Sekunden, die aber genügten, einem alten Mann mit weißem Bart und blauer Brille das Hinausspringen zu ermöglichen. Gleich darauf fuhr das Auto weiter, während der Weißbärtige zwischen den Büschen verschwand.

Sherlock Holmes ließ den Mann nicht mehr aus den Augen. Es war Nortley, daran war nicht zu zweifeln. Der Alte

trippelte getreu der Rolle, die er spielte, bis an den Ausgang des Parkes und setzte sich dort nieder, mit kläglicher Miene seine Streichhölzer anbietend. Nachdem ihm eine Anzahl von Passanten im Vorübergehen Münzen zugeworfen hatten, näherte sich ihm plötzlich ein blasser, junger Mensch. Er flüsterte mit dem Alten, war ihm dann eine Pfundnote zu und griff hastig nach einer Streichholzschachtel. In diesem Augenblick sprang Sherlock Holmes mit einem Satz hinter den Büschen hervor, entriss dem jungen Mann die Schachtel und steckte sie zu sich.

Der Fremde stieß einen Schrei aus und lief davon. Sherlock Holmes ließ ihn laufen, zog dafür aber den Revolver hervor und richtete ihn auf den mit einem wilden Fluch aufspringenden Bettler.

»Sparen Sie sich jede Anstrengung«, sagt er mit kalter Stimme. »Das Spiel ist aus, Nortley. Sie sind verhaftet.«

Eine neue Verwünschung war die Antwort. Nortleys rechte Faust fuhr von unten her durch die Luft und traf des Weltdetektivs Hand. Der Revolver flog in hohem Bogen hinter den Busch.

Sherlock Holmes warf sich mit voller Wucht auf den gefährlichen Burschen, aber dieser entwickelte eine geradezu katzenhafte Gewandtheit. Mit zusammengebissenen Zähnen jagte der Weltdetektiv hinter dem Fliehenden her.

Nortley lief um sein Leben. Wahrscheinlich gedachte er, im Strudel des auf dem großen Platz herrschenden Verkehrs unterzutauchen. Aber es sollte anders kommen. Das Schicksal war es selbst, das strafend eingriff, denn plötzlich gellte ein wilder Schrei durch die Luft. Der von Sherlock Holmes Verfolgte war unter die Räder eines Autos geraten. Der livrierte Chauffeur, Bediensteter eines gräflichen Hauses, riss

das Steuer herum. Zu spät. Knirschend gingen die Räder über den Verruchten hinweg.

Nortley war nicht tot, als Sherlock Holmes bei ihm niederkniete, aber ein Blick überzeugte des Kriminalisten, dass er schwer verletzt sein musste. Mit dem Kraftwagen, von dem er niedegerissen worden war, wurde er in das nächste Spital gebracht. Dort angelangt, hob man einen Toten aus dem Wagen. Die Hausdurchsuchung in Nortleys Villa förderte eine Menge belastendes Material zutage.

Es stellte sich heraus, dass Nortley seit vielen Jahren nur vom Wucher, nur vom Betrug gelebt und zahllose Personen um ihre Existenz gebracht hatte.

Ende